

# Saul A. Kripke Name und Notwendigkeit

**suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft 1056

Kripkes bahnbrechende Untersuchung *Name und Notwendigkeit* markiert einen Wendepunkt in der philosophischen Theorie der Eigennamen. In kritischer Auseinandersetzung mit der klassischen Theorie der Eigennamen (formuliert u. a. von Frege, Russell, Wittgenstein und Searle), der zufolge die Bedeutung eines Eigennamens (z. B. »Aristoteles«) mittels eindeutig identifizierender Beschreibungen (z. B. »der Lehrer Alexanders des Großen«) bestimmt wird, entwickelt Kripke seine berühmte Alternative: die kausale Namentheorie. Sie besagt, daß der Bezug (die Referenz) eines Namens zunächst in einer Art Taufe festgelegt wird und dann in der Kommunikationsgemeinschaft tradiert wird. Dabei wird die Beschreibung, die bei der Festlegung der Referenz noch eine Rolle gespielt hat, irrelevant, so daß der Name selbst keinen semantischen Sinn hat. Namen sind, im Gegensatz zu Beschreibungen, sogenannte starre Bezeichnungsausdrücke (Designatoren), die, wenn einmal festgelegt, denselben Gegenstand in allen möglichen Welten bezeichnen. Daraus ergibt sich die Verbindung zum zweiten Thema der Untersuchung, der Notwendigkeit.

Saul A. Kripke  
Name und Notwendigkeit

*Übersetzt von Ursula Wolf*

Suhrkamp



7. Auflage 2024

Erste Auflage 1993  
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 10567  
Originalausgabe  
© 1993, Suhrkamp Verlag AG, Berlin  
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch  
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG vor.  
Umschlag nach Entwürfen  
von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt  
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-28656-2

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

# Inhalt

Vorwort . . . . .	7
I. Vortrag	31
II. Vortrag	85
III. Vortrag . . . . .	123
Ergänzungen . . . . .	178
Register . . . . .	187

*Für Margaret*

## Vorwort

Ursprünglich hatte ich die Absicht, die Untersuchung *Naming and Necessity* ausgiebig zu überarbeiten oder zu erweitern. Inzwischen ist einige Zeit vergangen, und ich bin zu der Erkenntnis gekommen, daß jede ausgiebige Überarbeitung oder Erweiterung das Erscheinen einer gesonderten und erschwinglicheren Ausgabe von *Naming and Necessity* um unbestimmte Zeit verzögern würde. Was eine Überarbeitung betrifft, so spricht außerdem einiges dafür, ein Werk in seiner ursprünglichen Form mit allen seinen Fehlern und Schwächen zu belassen. Ich habe daher für diese Drucklegung eine sehr konservative Verbesserungsstrategie verfolgt. Es wurden offenkundige Druckfehler verbessert, und es wurden leichte Veränderungen vorgenommen, um verschiedene Sätze oder Formulierungen klarer zu machen.<sup>1</sup> Das beste Anzeichen meiner konservativen Strategie findet sich in der Anmerkung 56. In dieser Anmerkung wurden die Buchstaben, mit denen die Gegenstände in dem Beispiel bezeichnet werden, geändert, da sie in der ursprünglichen Fassung auf verwirrende Weise gewählt waren; doch lasse ich die Tatsache unerwähnt, daß das Argument der Anmerkung mir inzwischen nicht mehr richtig erscheint, zumindest nicht ohne Ergänzung.<sup>2</sup>

Aufgrund derselben Erwägungen habe ich jeden ernsthaften Versuch aufgegeben, dieses Vorwort zur Erweiterung meiner früheren Argumente, zur Ausfüllung von Lücken oder zur Behandlung schwerwiegender Kritikpunkte oder Schwierigkeiten zu

1 Ich danke Margaret Gilbert für ihre wertvolle Hilfe bei der Fertigstellung dieser Ausgabe.

2 Obwohl ich keine Zeit für eine sorgfältige Untersuchung von Nathan Salmon's Kritik (*Journal of Philosophy* [1979], pp. 703-25) dieser Fußnote gehabt hatte, scheint es, daß seine Kritik des Arguments, obwohl mit meiner verwandt, nicht die gleiche ist und sie in einer Weise rekonstruiert, die meiner genauen Absicht nicht entspricht und das Argument unnötigerweise schwächt. Außerdem denke ich, daß ich keine Ambition hatte, in dieser kurzen Fußnote »den Essentialismus allein aus der Theorie der Referenz« streng zu beweisen. Die Fußnote war so komprimiert, daß Leser leicht die Details auf verschiedene Weise rekonstruieren könnten.

verwenden. Es gibt offensichtlich, abgesehen von einer solchen Erweiterung im Vorwort, noch andere Stellen in der Monographie außer der Anmerkung 56, die ich modifizieren könnte. Ich stehe jedoch nach wie vor zu der Hauptthese meiner Arbeit, und der Druck zu einer solchen Überarbeitung ist daher nicht stark. Ich werde jedoch dieses Vorwort dazu benutzen, kurz den Hintergrund und die Entstehung der Leitideen dieser Monographie zu beschreiben und ein paar Mißverständnisse zu erörtern, die häufig zu sein scheinen. Ich muß leider diejenigen Leser enttäuschen, die die Darstellung in der Monographie in diesen Punkten bereits ausreichend fanden. Zu denjenigen Problemen der Monographie, die ich für die wesentlicheren halte, wird relativ wenig hinzugefügt werden. Diejenigen Punkte, die weiter erklärt werden – sie betreffen hauptsächlich die Modalität und die starre Bezeichnung (*rigid designation*) – waren vielleicht den meisten Lesern bereits klar. Andererseits könnte es durchaus sein, daß diejenigen Leser, die Sympathie mit einigen der hier erwähnten Einwände empfanden, das Recht haben, eine genauere Behandlung zu wünschen. Ich fürchte, daß in den meisten Fällen die Behandlung strittiger Punkte, die im Umfang eines Vorworts möglich ist, einfach zu kurz ist, als daß sie viele Leser überzeugen könnte, die dazu neigten, den Einwänden Glauben zu schenken. In gewissem Maß können kurze Behandlungen von Einwänden mehr Schaden als Nutzen anrichten, da der Leser, bei dem die Verwirrung vorlag, vielleicht denken wird, daß, wenn *das* alles ist, was sich entgegnen läßt, der ursprüngliche Einwand zwingend gewesen sein muß. Trotzdem dachte ich, daß ich kurz aufzeichnen sollte, warum ich gewisse Reaktionen für Mißverständnisse halte. Ich hoffe, daß ich in einigen Fällen in der Lage sein werde, an anderer Stelle Ausführlicheres zu schreiben. Hier muß ich mich damit entschuldigen, daß eine gründliche Erörterung innerhalb der Grenzen dieses Vorworts unmöglich ist.<sup>3</sup>

3 So werden einige der veröffentlichten Kritiken hier deswegen nicht erörtert, weil sie so leichtfertig sind, daß, wie ich hoffe, wenige ihnen Glauben schenken werden; andere deswegen nicht, weil sie zu substantiell sind; und wieder andere einfach deswegen nicht, weil nicht genug Platz vorhanden ist. Ich überlasse es dem Leser zu entscheiden, zu welcher Kategorie die einzelnen Beispiele jeweils gehören.

Leser, die dieses Buch zum erstenmal lesen, können das Vorwort zur weiteren Klärung bestimmter Punkte und zum Zwecke einer kurzen Geschichte ihrer Genese benutzen. Ich würde solchen Lesern empfehlen, das Vorwort nicht zuerst zu lesen, sondern erst nach der Lektüre des Haupttextes für eine weitere Klärung (so sie erforderlich sein sollte) zum Vorwort zurückzukehren. Das Vorwort ist *nicht* so abgefaßt, daß es gänzlich in sich geschlossen ist.

Die Ideen von *Naming and Necessity* entwickelten sich in den frühen sechziger Jahren – die meisten Ansichten wurden ungefähr 1963-64 formuliert. Natürlich entstand die Arbeit aus früheren formalen Arbeiten in der Modelltheorie der modalen Logik heraus. Bereits als ich über Modallogik arbeitete, schien es mir, wie Wiggins gesagt hat, daß das Leibnizsche Prinzip der Ununterscheidbarkeit von Identischen<sup>4</sup> ebenso aus sich selbst heraus evident sei wie der Satz vom Widerspruch. Daß einige Philosophen dieses Prinzip bezweifeln konnten, kam mir schon immer bizarr vor. Die modelltheoretische Untersuchung der Modallogik (die Semantik »möglicher Welten«) konnte diese Überzeugung nur bestätigen – bei den angeblichen Gegenbeispielen, die modale Eigenschaften enthielten, stellte sich immer heraus, daß sie auf irgendeiner Verwechslung beruhten: die enthaltenen Kontexte drückten keine echten Eigenschaften aus, Bereiche wurden verwechselt, oder das Zusammenfallen von Individualbegriffen wurde mit der Identität zwischen Individuen verwechselt.

Die Modelltheorie machte das vollkommen klar, obwohl es schon auf der intuitiven Ebene klar genug hätte sein sollen. Wenn man von zusätzlichen Problemen absieht, die sich aus der Tatsache ergeben, daß  $x$  nicht notwendige Existenz zu besitzen braucht, dann war aufgrund von  $(x) \Box (x = x)$  und Leibniz' Gesetz klar, daß die Identität eine »interne« Relation ist:  $(x) (y) (x = y \supset \Box x = y)$ . (Welche Paare  $[x, y]$  könnten Gegenbeispiele sein? Nicht Paare von verschiedenen Gegenständen, denn dann ist der Vordersatz falsch; ebensowenig irgendein Paar, das aus

4 Das heißt das Prinzip, daß identische Gegenstände alle Eigenschaften gemeinsam haben, schematisch ausgedrückt:  $(x) (y) (x = y \wedge Fx \supset Fy)$ . Dieses Prinzip ist nicht zu verwechseln mit dem Prinzip der Identität von Ununterscheidbaren.

einem Gegenstand und ihm selbst besteht, denn dann ist der Folgesatz wahr.) Wenn »a« und »b« starre Bezeichnungsausdrücke sind, dann folgt, daß »a = b«, wenn es wahr ist, eine notwendige Wahrheit ist. Wenn »a« und »b« keine starren Bezeichnungsausdrücke sind, dann folgt kein solcher Schluß über die Aussage »a = b« (obwohl die *Gegenstände*, die von »a« und »b« bezeichnet werden, notwendigerweise identisch sein werden).

Wenn wir von starren Bezeichnungsausdrücken sprechen, sprechen wir von einer Möglichkeit, die in einer formalen modalen Sprache sicherlich existiert. Logisch sind wir bisher noch an keine These über den Status derjenigen Ausdrücke gebunden, die wir gewöhnlich als »Namen« in der natürlichen Sprache bezeichnen. Wir müssen drei verschiedene Thesen unterscheiden: (i) identische Gegenstände sind notwendigerweise identisch; (ii) wahre Identitätsaussagen zwischen starren Bezeichnungsausdrücken sind notwendig; (iii) Identitätsaussagen zwischen den sogenannten »Namen« der wirklichen Sprache sind notwendig. (i) und (ii) sind (aus sich evidente) Thesen der philosophischen Logik, die von der natürlichen Sprache unabhängig sind. Sie hängen miteinander zusammen, obwohl (i) von Gegenständen handelt und (ii) eine metasprachliche Aussage ist. ([ii] »folgt« ungefähr aus [i], wenn man für Allquantoren starre Bezeichnungsausdrücke einsetzt; ich sage »ungefähr«, weil feine Unterscheidungen bei Starrheit bedeutsam sind, siehe Anm. 21; die analoge Deduktion für nicht-starre Bezeichnungsausdrücke ist ein Fehlschluß.) Was aus (ii) hinsichtlich der sogenannten »Namen« in der natürlichen Sprache streng folgt, ist lediglich, daß sie *entweder* keine starren Bezeichnungsausdrücke sind *oder* wahre Identitäten zwischen ihnen notwendig sind. Unsere intuitive Vorstellung des Benennens legt nahe, daß Namen starre Bezeichnungsausdrücke sind, aber ich denke, ich habe einmal, unter dem Einfluß herrschender Voraussetzungen, vage angenommen, daß solche gewöhnlichen Namen nicht starr sein dürfen, weil es offenkundig kontingente Identitäten zwischen gewöhnlichen sogenannten Namen gibt. Es war jedoch – ohne jede Untersuchung der natürlichen Sprache – bereits aus (i) klar, daß die in damaligen philosophischen Erörterungen des Materialismus übliche Annahme, *Gegenstände* könnten »auf kontingente Weise identisch sein«, falsch ist. Die Identi-

tät wäre auch dann eine interne Relation, wenn die natürliche Sprache keine starren Bezeichnungsausdrücke enthielte. Die auf Verwirrungen beruhende Rede von Gegenständen als »auf kontingente Weise identischen« diente auf illegitime Weise als philosophischer Krückstock: Philosophen waren dadurch in der Lage, sich bestimmte Bezeichnungsausdrücke *gleichzeitig* als nicht-starr (und daher in kontingenten Identitäten zu finden) *und* als starr zu denken, wobei man den Konflikt dadurch verwischte, daß man sich die entsprechenden *Gegenstände* als »auf kontingente Weise identische« dachte. Schon ehe ich die wirkliche Situation hinsichtlich der Eigennamen klar erkannt hatte, empfand ich wenig Sympathie für die dunkle Lehre von einer Relation der »kontingenten Identität«.

Eigenschaften, die einen Gegenstand als einzigen (*uniquely*) identifizieren, können auf kontingente Weise zusammenfallen, aber Gegenstände können nicht »kontingent identisch« sein.

Schließlich kam ich zu der Erkenntnis – es war diese Erkenntnis, welche die zuvor erwähnte Arbeit in den Jahren 1963-64 in Gang setzte –, daß die allgemein üblichen Voraussetzungen gegen die Notwendigkeit von Identitäten zwischen gewöhnlichen Namen unrichtig seien, daß man vielmehr die natürliche Intuition, wonach die Namen der gewöhnlichen Sprache starre Bezeichnungsausdrücke sind, in der Tat aufrechterhalten könne.<sup>5</sup> Um das klarzumachen, wurde unter anderem die Unterscheidung zwischen zwei Verwendungsweisen einer Beschreibung herangezogen, nämlich zwischen der Verwendung zur Angabe einer Bedeutung (*to give a meaning*) einerseits und der Verwendung zur Festlegung einer Referenz (*to fix a reference*) andererseits. Auf dieser Stufe wies ich somit die konventionelle Beschreibungstheorie als eine Erklärung der Bedeutung zurück, obwohl ihre Gültigkeit als Erklärung der Festlegung einer Referenz unberührt blieb. Wahrscheinlich gab ich mich mit dieser Position momentan zufrieden, aber der natürliche nächste Schritt war es, Zweifel darüber aufzu-

<sup>5</sup> Es wurde außerdem klar, daß ein Symbol jeder wirklichen oder hypothetischen Sprache, das *nicht* ein starrer Bezeichnungsausdruck ist, den Namen der gewöhnlichen Sprache so unähnlich ist, daß es nicht als ein Name bezeichnet werden sollte. Insbesondere würde das für eine hypothetische Abkürzung einer nicht-starren Kennzeichnung gelten.

werfen, ob die Beschreibungstheorie überhaupt eine richtige Erklärung der Art und Weise der Festlegung der Referenz von Namen gibt. Das Ergebnis ist im zweiten dieser Vorträge zu sehen. Es war dann nur noch ein kleiner Schritt zu der Erkenntnis, daß ähnliche Überlegungen für Ausdrücke für natürliche Arten gelten. Die anderen Leitideen stellten sich ganz natürlich ein, als die Dinge sich »an ihren Platz fügten«.

Ich will dem Einfluß des damals vorherrschenden Komplexes von Vorstellungen, die von Frege und Russell ausgingen und die ich dann aufgegeben habe, nicht einen unangemessenen Tribut zollen. Die natürliche und einheitliche Weise, mit der diese Vorstellungen eine Vielzahl von philosophischen Problemen zu erklären scheinen – ihre erstaunliche interne Kohärenz – liefert eine angemessene Erklärung dafür, warum diese Vorstellungen eine so lang anhaltende Anziehungskraft besaßen. Ich selbst war darüber schockiert, daß einige Vorstellungen in der philosophischen Gemeinschaft vorherrschten, die für mich wenig oder überhaupt keine Anziehungskraft haben, ich habe jedoch die Beschreibungstheorie der Eigennamen nie in eine solche Kategorie eingeordnet. Obwohl ich – wie auch andere – immer das Gefühl hatte, daß in diesem Gebäude eine gewisse Spannung besteht, brauchte es doch Zeit, um von seiner verführerischen Kraft loszukommen.

Obwohl die Idee inzwischen bekannt ist, werde ich die Idee der starren Bezeichnung und die ihr zugrundeliegende Intuition über Namen noch einmal kurz darstellen. Betrachten wir folgenden Satz:

(1) Aristoteles mochte Hunde.

Zu einem angemessenen Verständnis dieser Aussage gehört ein Verständnis sowohl der (extensional richtigen) Bedingungen, unter denen die Aussage tatsächlich wahr ist, *als auch* der Bedingungen, unter denen ein kontrafaktischer Verlauf der Geschichte, der in einigen Hinsichten dem wirklichen Verlauf gleicht, in anderen Hinsichten nicht, von (1) (partiell) richtig beschrieben wäre. Vermutlich stimmt jeder zu, daß es einen bestimmten Mann – den Philosophen, den wir »Aristoteles« nennen – gibt, so daß, was die Tatsachen betrifft, (1) wahr ist dann und nur dann, wenn *er* Hun-

de mochte.<sup>6</sup> Die These der starren Bezeichnung lautet einfach – von Feinheiten einmal abgesehen<sup>7</sup> –, daß dasselbe Paradigma für die Wahrheitsbedingungen von (1) gilt, wenn es *kontrafaktische* Situationen beschreibt. Das heißt (1) beschreibt eine kontrafaktische Situation richtig dann und nur dann, wenn derselbe zuvor erwähnte Mann Hunde gemocht hätte, wenn die Situation bestanden hätte. (Vergessen wir diejenigen kontrafaktischen Situationen, in denen er nicht existiert hätte.) Demgegenüber ist Russell der Meinung, daß (1) ungefähr folgendermaßen analysiert werden sollte:<sup>8</sup>

(2) Der letzte große Philosoph der Antike mochte Hunde, was wiederum analysiert werden sollte als:

6 Das heißt jeder, selbst Russell, würde zustimmen, daß dies eine wahre materiale Äquivalenz ist, gegeben daß es wirklich einen Aristoteles gegeben hat.

7 Insbesondere lassen wir die Frage unberücksichtigt, was wir über kontrafaktische Situationen sagen sollen, in denen Aristoteles nicht existiert hätte.

8 Wenn wir »der letzte große Philosoph der Antike« als die Beschreibung nehmen, die Russell mit dem Namen »Aristoteles« verbindet. Bewunderer der Epikureer, Stoiker usw. mögen hieran keinen Anstoß nehmen; wenn irgendein Leser der Meinung ist, daß jemand, der später lebte als Aristoteles, der wahre Referent der gegebenen Beschreibung ist, dann möge dieser Leser jemand anderen einsetzen.

Ich nehme an, daß Russell darin recht hat, daß Kennzeichnungen zumindest *manchmal* auf nicht-starre Weise interpretiert werden können. Wie ich in Anmerkung 22 der Monographie erwähne, sind einige Philosophen der Meinung, daß es daneben einen starren Sinn von Kennzeichnungen gibt. Wie ich in der letzteren Anmerkung sage, bin ich hiervon nicht überzeugt, doch wird, wenn diese Philosophen recht haben sollten, meine Hauptthese nicht affiziert. Sie stellt Namen nicht-starren Beschreibungen gegenüber, wie sie von Russell vertreten werden. Für eine kurze Erörterung des Verhältnisses der Vorstellung von starren Kennzeichnungen zu Donnellans »referentiellen« Beschreibungen siehe Abschnitt 2, S. 258–61 meines Papiers »Speakers Reference and Semantic Reference« (*Midwest Studies in Philosophy*, II [1977], S. 255–76); auch abgedruckt in *Contemporary Perspectives in the Philosophy of Language*, hrsg. von Peter A. French, Theodore E. Uehling Jr. und Howard K. Wettstein, University of Minnesota Press, Minneapolis 1979, S. 6–27. Ich erörtere auch das Verhältnis dieser beiden Vorstellungen zum Begriff des Bereichs.

(3) Genau eine Person war der letzte unter den großen Philosophen der Antike, und jede solche Person mochte Hunde.

Die Wahrheitsbedingungen von (3) in der wirklichen Welt stimmen extensional mit den oben für (1) angeführten überein, wenn man annimmt, daß Aristoteles der letzte große Philosoph der Antike war. Kontrafaktisch jedoch können sich Russells Bedingungen weit von den von der These der Starrheit angenommenen Bedingungen unterscheiden. Hinsichtlich einer kontrafaktischen Situation, in der jemand anderer als Aristoteles der letzte große Philosoph der Antike gewesen wäre, würde nach Russells Kriterium die Frage, ob *jene andere Person* Hunde mochte, zu der für die Richtigkeit von (1) relevanten Frage.

Bisher habe ich nichts gesagt, was ich meines Erachtens nicht schon früher klargemacht hätte. Es sollte jedoch aufgrund der Erklärung offensichtlich sein, daß einige Kritiken Mißverständnisse sind. Einige dachten, die bloße Tatsache, daß zwei Leute denselben Namen haben können, widerlege die These der Starrheit. Es stimmt, daß ich in der jetzigen Monographie aus Gründen der Einfachheit so redete, als habe jeder Name einen einzigen Träger. Was die Zwecke der vorliegenden Monographie betrifft, so bin ich in der Tat der Meinung, daß diese Vereinfachung nicht sehr ins Gewicht fällt. Ich glaube, daß viele wichtigen theoretischen Fragen über die Semantik von Namen (wahrscheinlich nicht alle) weitgehend unberührt davon bleiben würden, wenn wir Konventionen hätten, die fordern würden, daß nie zwei Dinge denselben Namen erhalten dürfen. Insbesondere würde, wie ich erklären werde, die Frage der Starrheit unberührt bleiben.

Hinsichtlich unserer Art von Sprache könnten wir dann davon reden, daß Namen einen einzigen Referenten haben, wenn wir – analog zu der Praxis, homonyme Ausdrücke als verschiedene »Wörter« zu bezeichnen – eine Terminologie annehmen würden, der zufolge Verwendungen phonetisch gleicher Laute zur Benennung verschiedener Gegenstände als verschiedene Namen gelten würden.<sup>9</sup> Diese Terminologie ist sicherlich nicht in Übereinstim-

<sup>9</sup> Tatsächlich sollte das Kriterium subtiler sein, und es hängt davon ab, welche theoretischen Auffassungen man hat. So sollten nach der Vorstellung, die in dieser Monographie vertreten wird, wahrscheinlich zwei gänzlich verschie-

mung mit der üblichsten Gebrauchsweise<sup>10</sup>, aber ich glaube, sie könnte sich für theoretische Zwecke durchaus empfehlen.

Der Hauptpunkt ist jedoch, daß diese Frage, wie auch immer eine philosophische Theorie die Mehrdeutigkeit<sup>11</sup> von Namen behandeln mag, für die Frage der Starrheit irrelevant ist. Als ein Sprecher meines Idiolektivs nenne ich nur einen Gegenstand »Aristoteles«, obwohl ich mir dessen bewußt bin, daß andere Leute, unter anderem der Mann, den ich »Onassis« oder vielleicht »Aristoteles Onassis« nenne, denselben Namen haben. Andere Leser benennen vielleicht mit dem Namen »Aristoteles« mehr als ein Subjekt (Person oder Haustier), und für sie hat (1) keine unzweideutigen Wahrheitsbedingungen. Als ich von »den Wahrheitsbedingungen« von (1) sprach, habe ich notgedrungen eine bestimmte Lesart für (1) angenommen. (Dasselbe tut natürlich der klassische Beschreibungstheoretiker; *dieser* Punkt ist zwischen uns nicht strittig. Auch klassische Beschreibungstheoretiker pflegten der Einfachheit halber so zu reden, als ob Namen jeweils eine einzige

dene »historische Ketten«, die durch bloßen Zufall demselben Menschen den phonetisch gleichen Namen zuordnen, so aufgefaßt werden, daß sie trotz der Identität der Referenten verschiedene Namen erzeugen. Es könnte durchaus sein, daß die Identität dem Sprecher unbekannt ist oder eine kürzliche Entdeckung ausdrückt. (Ähnlich würde ein Beschreibungstheoretiker, der Namen auf die vorgeschlagene Weise zählt, vermutlich zwei phonetisch identische Namen, mit denen verschiedene Beschreibungen verbunden sind, auch dann als verschieden betrachten, wenn die beiden Beschreibungen zufällig auf einzige Weise auf denselben Gegenstand zutreffen.) Die Verschiedenheit der Referenten wird jedoch eine *hinreichende* Bedingung für die Einzigkeit der Namen sein.

Ich sollte betonen, daß ich diesen Gebrauch nicht fordere und noch weniger vertrete, sondern ihn als eine Möglichkeit anführe, die mir sympathisch ist. Der Punkt, daß die Starrheit nichts mit der Frage zu tun hat, daß zwei Leute phonetisch gleiche Namen haben, hat Geltung, ob diese Konvention angenommen wird oder nicht.

10 Vielleicht ist eine der Verwendungsweisen der Frage »Wie viele Namen stehen in diesem Telefonbuch?« eine Ausnahme (Anne Jacobson).

11 Ich möchte durch die Verwendung dieses Terminus die Analyse nicht an eine bestimmte Theorie *binden* (siehe auch die nächste Anmerkung), wenngleich ich meine eigene *vorschlage*. Ich will damit nur sagen, daß zwei Leute phonetisch gleiche Namen haben können.

Referenz hätten.) In der Praxis ist es üblich anzunehmen, daß das in einer bestimmten Verwendung eines Satzes Gemeintete aus dem Kontext zu verstehen ist. Im gegenwärtigen Fall machte der Kontext klar, daß es um die konventionelle Verwendungsweise des Namens »Aristoteles« als Namen für den großen Philosophen ging. Dieses festgelegte Verständnis von (1) *gegeben* ist die Frage der Starrheit dann die folgende: Ist die Richtigkeit der *so verstandenen* Aussage (1) hinsichtlich jeder kontrafaktischen Situation dadurch bestimmt, ob eine bestimmte einzelne Person Hunde gemocht hätte (wenn diese Situation bestanden hätte)? Ich beantworte die Frage positiv. Russell jedoch scheint an die entgegengesetzte Auffassung gebunden zu sein, selbst wenn das von (1) Ausgedrückte durch den Kontext festgelegt wird. Nur unter Voraussetzung eines solchen festgelegten Verständnisses von (1) würde Russell (1) als (3) lesen – nicht wenn »Aristoteles« Onassis bedeutete! –, doch ist die Forderung der Starrheit verletzt. Diese Frage ist gänzlich unberührt davon, ob es in der Sprache andere Lesarten von (1) gibt oder nicht gibt. Wir können für jede solche bestimmte Lesart für sich fragen, ob das, was ausgedrückt ist, von einer kontrafaktischen Situation dann und nur dann wahr wäre, wenn ein bestimmtes festgelegtes Individuum die entsprechende Eigenschaft hat. *Dies* ist die Frage der Starrheit.

Ich möchte den Punkt rekapitulieren, wobei ich für die Zwecke dieser Darstellung von den heiklen Problemen mit Bezug auf »Propositionen«, die am Ende dieses Vorworts zu erwähnen sein werden, absehe. Wenn man von »den Wahrheitsbedingungen« eines Satzes wie (1) sprechen will, muß man ihn so auffassen, daß er eine *einzig*e Proposition ausdrückt – andernfalls sind seine Wahrheitsbedingungen selbst hinsichtlich der wirklichen Welt unbestimmt. Mehrdeutige Wörter oder Homonyma (vielleicht das Wort »Hund« in [1]) müssen also auf eine bestimmte Weise (zur Gattung der Canidae gehörig!) gelesen werden, Indikatoren müssen bestimmte Referenzen zugeordnet werden, syntaktische Mehrdeutigkeiten müssen aufgelöst werden, und es muß festgelegt werden, ob »Aristoteles« den Philosophen oder den Reede-reimagnaten benennt. Erst wenn eine solche Lesart *gegeben* ist, kann Russell eine Analyse wie (3) vorschlagen – mit Recht, und niemand hat ihm je dies zum Vorwurf gemacht. Mein Einwand

gegen Russell ist dann also, daß alle die vielen Propositionen, die durch verschiedene Lesarten von (1) ausgedrückt werden (wobei wir annehmen, daß »Aristoteles« in allen Lesarten ein Eigennamen ist), wenn Russell recht hätte, der Regel der Starrheit nicht entsprechen würden. Das heißt keine solche Proposition entspricht der Regel, daß es ein einzelnes Individuum und eine einzelne Eigenschaft gibt, so daß hinsichtlich jeder kontrafaktischen Situation gilt, daß die Wahrheitsbedingungen der Proposition der Besitz der Eigenschaft durch dieses Individuum in dieser Situation sind. Ich stütze mich auf die Tatsache, daß Russell in der Praxis gewöhnliche Namen ohne Unterschied als nicht-starre Ausdrücke interpretiert. Daß durch (1) mehr als eine Proposition ausgedrückt werden könnte, ist irrelevant: die Frage ist, ob jede solche Proposition auf die von mir beschriebene Weise bewertet wird oder nicht. Die Auffassung gilt für jede solche Proposition für sich genommen. Das ist klar, ohne daß dazu detaillierte Fragen darüber entschieden werden müßten, wie die Theorie die Tatsache aufnehmen sollte, daß unsere sprachliche Praxis es erlaubt, daß zwei verschiedene Dinge phonetisch gleiche Namen haben.<sup>12</sup>

Ein weiteres Mißverständnis betrifft das Verhältnis zwischen Starrheit und Bereich (*scope*), welches ich offensichtlich zu kurz behandelte. Es scheint häufig angenommen zu werden, daß alle sprachlichen Intuitionen, die ich seitens der Starrheit anführe, ebensogut dadurch gehandhabt werden könnten, daß man Namen in bestimmten Sätzen als nicht-starre Bezeichnungsausdrücke mit weiten Bereichen liest, analog zu Beschreibungen mit weitem Bereich. Es wäre in der Tat möglich, *einige* dieser Intuitionen

12 Zum Beispiel würden einige Philosophen Eigennamen an Demonstrativa angleichen. Die Referenz von Eigennamen ist wie die von Demonstrativa von Äußerung zu Äußerung verschieden. Das hat keine Auswirkungen auf die erörterten Fragen, da die Referenz eines Demonstrativum gegeben sein muß, wenn eine bestimmte Proposition ausgedrückt sein soll. Obwohl ich die Frage in der vorliegenden Monographie nicht erörtert habe, gehörte es natürlich zu meiner Auffassung (Anm. 16), daß alle Ausdrücke wie »dies«, »jenes«, »ich«, »du« usw. starr sind (obwohl ihre Referenz sich offenkundig mit dem Kontext der Äußerung ändert). Die Starrheit der Demonstrativa wurde von David Kaplan hervorgehoben.

so zu interpretieren, daß sie nicht auf der Starrheit, sondern auf Mehrdeutigkeiten des Bereichs beruhen – ich erkenne das in der Monographie an. So weit ist der Einwand berechtigt, doch scheint es mir falsch anzunehmen, daß sich *alle* unsere Intuitionen auf diese Weise handhaben lassen. Ich habe mich mit dieser Frage relativ kurz auf S. 74 und in der zu ihr gehörenden Anmerkung 25 befaßt; viele Leser scheinen diese Erörterung jedoch übersehen zu haben. In der Anmerkung führe ich einige sprachliche Phänomene an, die, wie ich meine, die Intuition der Starrheit gegenüber einer Erklärung in Begriffen des Bereichs stützen. Viele dieser Leser scheinen sogar das intuitive Prüfverfahren für Starrheit, wie es auf den Seiten 59–60 betont wird, übersehen zu haben. Ich möchte diese Überlegungen hier im Vorwort nicht wiederholen oder ausarbeiten, obwohl sie anscheinend zu kurz dargelegt wurden. Die Erfordernisse eines Vorworts machen vielleicht auch die folgenden Bemerkungen zu kurz, doch werde ich die Frage des Bereichs im Lichte der jetzigen Erklärung der Starrheit erörtern.

Es wurde sogar behauptet, daß meine eigene Auffassung sich auf eine Auffassung über den Bereich reduziert, daß die Lehre der Starrheit einfach die Lehre *ist*, daß die natürliche Sprache eine Konvention besitzt, der zufolge ein Name im Kontext jedes beliebigen Satzes so zu lesen ist, daß er einen weiten Bereich hat und alle Modaloperatoren innerhalb dieses Bereichs liegen.<sup>13</sup> Diese letztere Vorstellung ist besonders weit vom Kern der Sache entfernt; in Begriffen der modalen Logik stellt sie einen technischen Irrtum dar. Ich möchte diese Vorstellung zuerst behandeln. (1) und (2) sind »einfache« Sätze. Sie enthalten beide keine modalen oder anderen Operatoren, so daß kein Platz für irgendwelche

13 Siehe M. Dummett, *Frege* (Duckworth 1973), S. 128. Leider sind viele der anderen Vorstellungen oder Bemerkungen, die Dummett über das Verhältnis zwischen Starrheit und Bereich äußert, in technischer Hinsicht irrig – zum Beispiel seine auf derselben Seite vertretene Behauptung, die Lehre von der nicht-Starrheit von Kennzeichnungen reduziere sich auf die These, daß »in einem modalen Kontext der Bereich einer Kennzeichnung immer so gesehen werden sollte, daß der Modaloperator außerhalb steht«. Auch einige seiner Bemerkungen über sprachliche Intuitionen scheinen mir irrig zu sein. Ich kann auf diese Dinge hier nicht eingehen.

Unterscheidungen des Bereichs ist.<sup>14</sup> Keine Konventionen über den Bereich bei komplexeren Sätzen haben Auswirkungen auf die Interpretation *dieser* Sätze. Die Frage der Starrheit läßt sich jedoch auf beide sinnvoll anwenden. Meine Auffassung ist, daß der Ausdruck »Aristoteles« in (1) ein starrer Bezeichnungsausdruck ist, der Ausdruck »der letzte große Philosoph der Antike« in (2) dagegen nicht. Diese Auffassung wird von keiner Hypothese über Konventionen des Bereichs für modale Kontexte zum Ausdruck gebracht;<sup>15</sup> sie ist eine Lehre über die Wahrheitsbedingungen *aller* Sätze, einschließlich *einfacher* Sätze, (oder der durch die Sätze ausgedrückten Propositionen) mit Bezug auf kontrafaktische Situationen.

Das zeigt, daß sich die Auffassung, die die Starrheit auf die angegebene Weise auf den Bereich *reduziert*, einfach im Irrtum befindet. Es zeigt außerdem eine der Schwächen der (viel verständlicheren) Reaktion, die die Starrheit durch den Bereich zu *ersetzen* versucht. Die Lehre der Starrheit nimmt an, daß ein Gemälde oder Bild, welches beansprucht, eine Situation zu repräsentieren, die von (1) richtig beschrieben wird, *ipso facto* beanspruchen muß, Aristoteles selbst als Hundeliebhaber darzustel-

14 Tatsächlich sind die betreffenden Sätze temporal qualifiziert und können daher in einer formalen Sprache mit Tempusoperatoren interpretiert werden. Wenn wir das Tempus auf diese Weise behandeln (man kann es auch auf andere Weise behandeln), dann können andere Fragen des Bereichs infolge der *Tempusoperatoren* entstehen. Die Frage, um die es hier geht, betrifft jedoch die Relation des Bereichs zu *Modaloperatoren*, die sich in diesen Sätzen auch dann nicht erhebt, wenn in ihrer Analyse Tempusoperatoren verwendet werden. Die Behauptung, daß die betreffenden Sätze keine Fragen des Bereichs aufwerfen, läßt sich buchstäblich wahr machen, indem man entweder das Tempus ohne Verwendung von Operatoren behandelt oder (besser) die Kopula in (1) und (2) als zeitlos behandelt.

15 Die These, daß Namen in einfachen Sätzen starr sind, ist jedoch äquivalent (wenn man Komplikationen, die sich aus der möglichen nicht-Existenz des Gegenstandes ergeben, außer acht läßt) mit der These, daß, wenn ein Modaloperator einen einfachen Satz regiert, der einen Namen enthält, die beiden Lesarten mit weitem oder engem Bereich äquivalent sind. Das ist etwas *anderes* als die Lehre, daß die natürliche Sprache eine Konvention besitzt, wonach nur die Lesart mit weitem Bereich erlaubt ist. In der Tat ist die Äquivalenz nur sinnvoll in einer Sprache, in der beide Lesarten zulässig sind.